

BETTY SMITH



Lese-
probe

Ein Baum
wächst in
Brooklyn

ROMAN
INSEL

Es ist ein Erfolg, der mit der Nominierung zum Pulitzerpreis 1944 beginnt und bis heute anhält: Seit über siebzig Jahren findet und verzaubert »Ein Baum wächst in Brooklyn« weltweit neue Leserinnen und Leser. Der Roman über ein Mädchen, das gegen alle Hindernisse anliert, liegt nun endlich in einer neuen Übersetzung wieder auf Deutsch vor – eine Geschichte, erfüllt von Kraft und Lebenslust, beseelt von der Euphorie über das Sein.

**»Ein zutiefst bewegendes,
aufrichtiges und überzeugendes Buch.«**

THE NEW YORK TIMES



Betty Smith

Ein Baum wächst in Brooklyn

Roman

Aus dem Englischen

von Eike Schönfeld

624 Seiten. Gebunden

€ 25,- (D)/€ 25,70 (A)

(978-3-458-17720-3)

Auch als eBook erhältlich

BETTY SMITH

Ein Baum wächst
in Brooklyn

Roman

Aus dem Englischen von Eike Schönfeld

Leseprobe

»Heiter« war ein Wort, das auf Brooklyn, New York, passte. Zumal im Sommer 1912. Als Wort besser war »düster«. Aber auf Williamsburg in Brooklyn traf das nicht zu. »Prärie« war ein hübsches Wort und »Shenandoah« hatte einen schönen Klang, doch sie ließen sich nicht auf Brooklyn anwenden. »Heiter« war das einzig passende Wort dafür, zumal an einem Samstagnachmittag im Sommer.

Am Spätnachmittag schien die Sonne schräg in den vermoosten Garten, der zu Francie Nolans Haus gehörte, und wärmte den ausgelaugten Holzzaun. Beim Blick auf die Sonnenschäfte hatte Francie dasselbe

schöne Gefühl wie bei der Erinnerung an das Gedicht, das sie in der Schule aufsagten.

*Dies ist der urzeitliche Wald. Die murmelnden
Kiefern und Hemlocks,
Moosbärtig, im grünen Gewand,
Undeutlich im Zwielight,
Stehn wie Druiden von einst.*

Der eine Baum in Francies Garten war keine Kiefer und auch keine Hemlocktanne. Er hatte spitze Blätter an grünen Zweigen, die vom Ast abstrahlten und einen Baum bildeten, der wie viele aufgespannte grüne Schirme aussah. Manche nannten ihn den Götterbaum. Gleich, wo seine Samen hinfielen, sie bildeten einen Baum, der sich himmelwärts mühte. Er wuchs auf bretterverschlagenen Grundstücken und verrotteten Müllhaufen, auch war er der einzige Baum, der durch Zement wuchs. Er wuchs üppig, aber nur in Stadtvierteln mit Mietskasernen.

Man ging sonntagnachmittags spazieren und kam in ein hübsches Viertel, ein sehr vornehmes. Man sah durch das Eisentor, das zu einem Garten führte, einen kleinen dieser Bäume, und man wusste, dass dieser Teil Brooklyns bald einer mit Mietskasernen sein würde. Der Baum wusste es. Er war zuerst da. Später wanderten arme Ausländer zu, dann wurden die stillen alten Brownstone-Häuser in Wohnungen zerhackt, Federbetten wurden

zum Lüften auf Fenstersimse gelegt, und da gedieh der Götterbaum. So ein Baum war das. Er mochte die Armen.

Und so ein Baum wuchs auch in Francies Garten. Seine Schirme schlangen sich um ihre Feuerleiter im zweiten Stock. Da konnte sich ein elfjähriges Mädchen, das auf dieser Feuerleiter saß, vorstellen, es wohne in einem Baum. Und eben das stellte sich Francie jeden Samstagnachmittag im Sommer vor.

*

Die Bücherei war klein, alt und schäbig. Francie fand sie wunderschön. In ihr fühlte sie sich ebenso wohl wie in der Kirche. Sie drückte die Tür auf und ging hinein. Sie mochte das Geruchsgemisch von abgewetzten Ledereinbänden, Bücherkleister und frisch betinteten Stempelkissen lieber als den Duft brennenden Weihrauchs beim Hochamt.

Francie glaubte, in der Bücherei seien alle Bücher der Welt, und ihr Plan war, alle Bücher der Welt auch zu lesen. Sie las ein Buch pro Tag in alphabetischer Reihenfolge und übersprang auch nicht die trockensten. Sie erinnerte sich, dass der erste Autor Abbott gewesen war. Sie hatte nun schon sehr lange ein Buch pro Tag gelesen und war noch immer bei B. Sie hatte schon über Bienen und Büffel gelesen, über Ferien auf den Bermu-

das und byzantinische Architektur. Bei aller Begeisterung musste sie jedoch zugeben, dass manche Bücher schwierig waren. Aber Francie war Leserin. Sie las alles, was sie finden konnte: Schund, Klassiker, Fahrpläne und die Preisliste beim Lebensmittelhändler. Manches, was sie las, war wundervoll, beispielsweise die Bücher von Louisa Alcott. Sie plante, alle Bücher noch einmal zu lesen, wenn sie mit Z durch war.

Samstags war es anders. Da gönnte sie es sich, ein Buch außerhalb der alphabetischen Reihe zu lesen. An dem Tag bat sie die Bibliothekarin, ihr ein Buch zu empfehlen.

Nachdem Francie hereingekommen war und die Tür leise hinter sich geschlossen hatte – wie man es in einer Bücherei ja tun soll –, schaute sie rasch auf den kleinen goldbraunen Keramiktopf, der hinten auf dem Tisch der Bibliothekarin stand. Er zeigte die Jahreszeiten an. Im Herbst waren ein paar Zweige Bittersüß darin, zu Weihnachten Stechpalmenzweige. Sah sie Weidenkätzchen darin, wusste sie, dass der Frühling nahte, selbst wenn noch Schnee lag. Und heute, an dem Samstag im Sommer 1912, was stand da in dem Topf? Langsam hob sie den Blick vorbei an den grünen Stielen und den runden Blättchen und sah ... Kapuzinerkresse! Rote, gelbe, goldene und elfenbeinweiße. Angesichts eines solch wundervollen Anblicks ergriff sie ein Kopf-

schmerz zwischen den Augen. Das wollte sie ihr ganzes Leben nicht vergessen.

»Wenn ich einmal groß bin«, dachte sie, »habe ich auch so einen braunen Krug, und im heißen August steht dann auch Kapuzinerkresse drin.«

Sie legte die Hand auf die Kante des polierten Tisches; ihr gefiel, wie er sich anfühlte. Sie blickte auf die ordentlich ausgerichtete Reihe frisch gespitzter Bleistifte, das saubere grüne Viereck der Kladde, den dicken weißen Krug mit dem cremigen Klebstoff, den präzisen Kartenstapel und die zurückgegebenen Bücher, die darauf warteten, wieder einsortiert zu werden. Der erstaunliche Stift mit dem Datumsstempel als Spitze lag separat neben der Kladde.

»Ja, wenn ich groß bin und mein eigenes Haus habe, gibt's keine Plüschessel und Spitzenvorhänge. Und *keine* Gummipflanzen. Dann habe ich genau so einen Tresen im Salon und weiße Wände und jeden Samstagabend eine saubere grüne Kladde und eine Reihe glänzender gelber Bleistifte, die zum Schreiben immer gespitzt sind, und einen goldbraunen Topf, in dem immer eine Blume oder ein paar Blätter oder Beeren drin sind, und Bücher ... Bücher ... Bücher ...«

Sie wählte sich ihr Buch für den Sonntag; etwas von einem Autor namens Brown. Francie hatte das Gefühl,

schon seit Monaten Browns zu lesen. Wenn sie glaubte, sie sei damit fast fertig, musste sie erkennen, dass das nächste Bord mit Browne anfang. Danach kam Brown-ing. Sie stöhnte auf, da sie unbedingt weiter nach C wollte, wo ein Buch von Marie Corelli stand, in das sie schon einmal hineingeschaut hatte und das sie aufregend fand. Ob sie wohl *jemals* so weit kam? Vielleicht sollte sie ja zwei Bücher täglich lesen. Vielleicht ...

Sie stand lange an dem Tisch, bis die Bibliothekarin geruhte, sich ihr zuzuwenden.

»Ja?«, fragte die Dame gereizt.

»Das Buch da, das will ich.« Francie schob ihr das Buch hin, hinten aufgeschlagen, das Kärtchen aus der Hülle gezogen. Die Bibliothekare hatten den Kindern beigebracht, ihnen die Bücher so vorzulegen. Das ersparte ihnen die Mühe, mehrere hundert Bücher täglich aufzuschlagen und mehrere hundert Kärtchen aus ebenso vielen Hüllen zu ziehen.

Die Bibliothekarin nahm die Karte, stempelte sie und steckte sie in einen Schlitz im Tisch. Dann stempelte sie Francies Karte und schob sie ihr hin. Francie nahm sie, ging aber nicht.

»Ja?« Die Bibliothekarin blickte gar nicht erst auf.

»Könnten Sie ein gutes Buch für ein Mädchen empfehlen?«

»Wie alt?«

»Sie ist elf.«

Woche für Woche hatte Francie dieselbe Bitte, und Woche für Woche stellte die Bibliothekarin dieselbe Frage. Ein Name auf einer Karte war für sie ohne Bedeutung, und da sie dem Kind nie ins Gesicht schaute, lernte sie auch nicht das Mädchen kennen, das Tag für Tag ein Buch auslieh und samstags zwei. Ein Lächeln hätte Francie viel bedeutet, und ein freundliches Wort hätte sie sehr glücklich gemacht. Sie liebte die Bücherei und wollte die verantwortliche Dame unbedingt verehren. Doch die Bibliothekarin war mit anderen Dingen beschäftigt. Und Kinder mochte sie ohnehin nicht.

Francie zitterte erwartungsvoll, als die Frau unter den Tisch langte. Sie sah den Titel, als das Buch erschien: *Wenn ich der König wär'* von McCarthy. Wunderbar! Letzte Woche war es *Beverly of Graustark* gewesen und dasselbe auch zwei Wochen davor. Sie hatte das McCarthy-Buch erst zweimal gehabt. Die Bibliothekarin empfahl stets dieselben beiden Bücher. Vielleicht waren es ja die einzigen, die sie selbst gelesen hatte, vielleicht standen sie auf einer Empfehlungsliste, vielleicht hatte sie auch gemerkt, dass sie bei elfjährigen Mädchen ein todsicherer Tipp waren.

Francie drückte die Bücher fest an sich, als sie nach Hause lief; sie widerstand der Versuchung, sich auf die erste Haustreppe zu setzen, an der sie vorbeikam, und mit dem Lesen anzufangen.

Endlich zu Hause, war nun die Zeit, auf die sie sich die ganze Woche schon gefreut hatte: Feuerleiterzeit. Sie legte einen kleinen Teppich auf den Treppenabsatz, holte das Kissen von ihrem Bett und lehnte es an die Stäbe. Zum Glück war Eis im Eisschrank. Sie hackte ein Stückchen davon ab und tat es in ein Glas Wasser. Die am Vormittag gekauften rosa-weißen Pfefferminzwaffeln wurden in einer kleinen Schale arrangiert, die zwar einen Sprung hatte, aber schön blau war. Glas, Schale und Buch reihte sie auf dem Fenstersims auf, dann stieg sie auf die Feuerleiter. Dort draußen lebte sie auf einem Baum. Von oben, von unten oder von gegenüber konnte niemand sie sehen. Sie dagegen konnte durch das Laub hinausschauen und sah alles.

Es war ein sonniger Nachmittag. Ein träger warmer Wind brachte warmen Meergeruch mit. Das Laub des Baums zeichnete flüchtige Muster auf den weißen Kissenbezug. Niemand war im Hof, und das war schön. Für gewöhnlich war er von dem Jungen in Beschlag genommen, dessen Vater den Laden im Erdgeschoss gemietet hatte. Der Junge spielte ein nicht enden wollendes Friedhofsspiel. Er hob winzige Gräber aus, steckte lebende Raupen in Streichholzschachteln, begrub sie mit formloser Zeremonie und stellte kleine Kieselgrabsteine auf die winzigen Erdhügel. Das ganze Spiel wurde von falschen Schluchzern und tiefen Seufzern begleitet.

Heute aber war der trübsinnige Junge zu Besuch bei einer Tante in Bensonhurst. Das Wissen, dass er weg war, war fast so gut wie ein Geburtstagsgeschenk.

Francie sog die warme Luft ein, betrachtete die tanzenden Laubschatten, aß die Waffeln und trank beim Lesen kleine Schlucke des gekühlten Wassers.

*Wenn ich der König wär',
Ach, wenn ich der König wär' ...*

Die Geschichte von François Villon wurde mit jedem Lesen noch wundervoller. Manchmal hatte sie Angst, das Buch könnte in der Bücherei verloren gehen und sie könnte es dann nie mehr lesen. Einmal hatte sie angefangen, das Buch in ein Notizbuch für zwei Cent abzuschreiben. Sie hätte so gern ein Buch besessen, und sie hatte gedacht, mit dem Abschreiben könne es gehen. Doch die beschrifteten Seiten wirkten und rochen nicht wie das Büchereibuch, weshalb sie es aufgegeben und sich mit dem Schwur getröstet hatte, dass sie, wenn sie groß wäre, hart arbeiten, Geld sparen und dann wirklich jedes Buch, das ihr gefiele, kaufen würde.

Während sie las, im Frieden mit der Welt und glücklich, wie es nur ein kleines Mädchen ganz allein im Haus mit einem schönen Buch und einer kleinen Schale Süßigkeiten sein kann, wanderten die Laubschatten, und der Nachmittag verging. Gegen vier Uhr erwachten die

Wohnungen in den Mietshäusern auf der anderen Seite von Francies Hof zum Leben. Sie schaute durch das Laub hindurch in die offenen, vorhanglosen Fenster und sah, wie Humpen eilends hinausgetragen und von kühlem, überschäumendem Bier zurückgebracht wurden. Kinder rannten durch die Wohnungstüren hinaus, zum Fleischer, zum Lebensmittelladen und zum Bäcker und wieder hinein. Frauen kamen mit dicken Packen vom Pfandhaus. Der Sonntagsanzug des Mannes war wieder da. Am Montag wanderte er dann für eine weitere Woche ins Pfandhaus. Das florierte von den wöchentlichen Zinsen, und der Anzug profitierte davon, dass er gebürstet und in Kampfgerüst aufgehängt wurde, wo die Motten nicht drankamen. Montag rein, Samstag raus. Zehn Cent Zinsen an Onkel Timmy. Das war der Kreislauf.

Francie sah, wie junge Frauen sich fertig machten, um mit ihrem Burschen auszugehen. Da die Wohnungen ohne Bad waren, standen die jungen Frauen in Kamisol und Unterrock an der Küchenspüle, und die Kurve, die der über den Kopf gereckte Arm bildete, wenn sie sich wuschen, war sehr schön. So viele Frauen wuschen sich in ebenso vielen Fenstern auf dieselbe Weise, dass es wie ein verschwiegene und erwartungsvolle Ritual schien.

Sie unterbrach ihre Lektüre, als Frabers Fuhrwerk in den Nachbarhof kam, denn das schöne Pferd zu beobachten war fast so gut wie Lesen. Der Nachbarhof hatte

Kopfsteinpflaster, und am Ende stand ein ordentlicher Stall. Ein schmiedeeisernes Doppeltor trennte den Hof von der Straße. Am Rand des Pflasters war ein Streifen gut gedüngter Erde, in der ein hübscher Rosenbusch und eine Reihe leuchtend roter Geranien wuchsen. Der Stall war prächtiger als jedes Haus im Viertel, und der Hof war der hübscheste in ganz Williamsburg.

Francie hörte das Tor zuklicken. Als Erstes kam das Pferd in den Blick, ein glänzend brauner Wallach mit schwarzer Mähne und schwarzem Schweif. Es zog einen kleinen kastanienbraunen Wagen, auf dessen Seiten in Goldlettern *Dr. Fraber, Zahnarzt* samt Adresse gemalt war. Dieser schmucke Wagen lieferte nichts aus und trug auch nichts. Er wurde den ganzen Tag langsam als Werbung durch die Straßen gefahren. Er war ein verträumt dahinfahrendes Werbeplakat.

Frank, ein netter junger Mann mit rosigen Wangen – wie der Junge aus einem Kinderlied sah er aus – fuhr jeden Morgen mit dem Wagen hinaus und kam jeden Nachmittag zurück. Er hatte ein gutes Leben, und alle Mädchen schäkerten mit ihm. Er musste lediglich langsam mit dem Wagen herumfahren, damit die Leute Namen und Adresse darauf lesen konnten. Wenn also ein Gebiss anstand oder ein Zahn gezogen werden musste, erinnerten sich die Leute an die Adresse auf dem Wagen und kamen zu Dr. Fraber.

Frank zog sich gemächlich die Jacke aus und legte eine Lederschürze an, während Bob, das Pferd, geduldig von einem Fuß auf den anderen trat. Dann spannte Frank es aus, wischte das Leder ab und hängte das Geschirr in den Stall. Sodann wusch er das Pferd mit einem großen, nassen gelben Schwamm. Dem Pferd gefiel das. Es stand da, und die Sonne sprenkelte es, und manchmal schlugen seine Hufe einen Funken von den Steinen, wenn es auf dem Boden scharrte. Frank drückte Wasser auf dem braunen Rücken aus und rieb ihn, wobei er die ganze Zeit mit dem Pferd sprach.

»Ruhig jetzt, Bob. So ist's gut. Und zurück. Ho!«

Bob war nicht das einzige Pferd in Francies Leben. Der Mann ihrer Tante Evy, Onkel William Flittman, hatte ebenfalls eines. Sein Pferd hieß Drummer und zog einen Milchwagen. Willie und Drummer waren nicht solche Freunde wie Frank und sein Pferd. Willie und Drummer lauerten nur darauf, dass sie einander Verletzungen zufügen konnten. Onkel Willie schmähte Drummer stündlich. Wenn man ihm zuhörte, konnte man meinen, das Pferd schlafe nachts nie, sondern stehe wach im Molkereistall und denke sich neue Foltermethoden für seinen Lenker aus.

Francie machte gern ein Spiel, bei dem sie sich vorstellte, dass Leute wie ihr Haustier aussahen und umge-

kehrt. Kleine weiße Pudel waren in Brooklyn besonders beliebt. Eine Frau, die einen Pudel besaß, war in der Regel klein, füllig, weiß, beschmutzt und hatte rheumatische Augen genau wie ein Pudel. Miss Tynmore, die winzige, hell zwitschernde alte Jungfer, die Mama Musikunterricht gab, war genau wie der Kanarienvogel, dessen Käfig in ihrer Küche hing. Könnte Frank zu einem Pferd werden, sähe er aus wie Bob. Francie hatte Onkel Willies Pferd nie gesehen, dennoch wusste sie, wie es aussah. Drummer wäre wie Willie klein, dünn und dunkel und hätte nervöse Augen, die zu viel Weiß zeigten. Auch wäre er jammerig, genau wie Tante Evys Mann. Sie wandte ihre Gedanken von Onkel Flittman.

Auf der Straße klammerte sich ein Dutzend Jungen an das Eisentor und sah zu, wie das einzige Pferd im Viertel gewaschen wurde. Francie konnte sie nicht sehen, aber reden hörte sie sie. Sie erfanden fürchterliche Geschichten über das sanfte Tier.

»Es sieht so ruhig und gefügig aus«, sagte einer. »Aber das ist bloß gespielt. Es wartet bloß auf eine Gelegenheit, wenn Frank nicht hinsieht, dann beißt es ihn und tritt ihn tot.«

»Ja«, sagte ein anderer. »Gestern hab ich gesehen, wie es ein kleines Kind zertrampelt hat.«

Ein dritter Junge hatte eine Eingebung. »Ich hab gesehen, wie es auf einer alten Frau, die am Bordstein ge-

essen und Äpfel verkauft hat, groß gemacht hat. Auch auf alle Äpfel«, setzte er noch hinzu.

»Die haben ihm Scheuklappen aufgesetzt, damit's nicht sieht, wie klein die Leute sind. Wenn es sehen könnte, wie klein die sind, dann würd's sie alle töten.«

»Von den Scheuklappen denkt es, die Leute sind klein?«

»Winzig klein.«

»Hä!«

Jeder Junge wusste von sich, dass er gerade log. Und trotzdem glaubte er, was die anderen über das Pferd sagten. Schließlich wurde es den Jungen zu langweilig, dass der sanfte Bob einfach nur so dastand. Einer nahm einen Stein und warf ihn nach dem Pferd. Bobs Haut erzitterte an der Stelle, wo der Stein traf, und die Jungen erschauerten vor Vorfreude darauf, dass er durchging. Frank hob den Blick und redete mit sanfter Brooklyn-Stimme mit ihnen.

»Lasst das doch jetzt. Das Pferd hat euch nichts getan.«

»Ach nein?«, schrie einer empört.

»Nein«, antwortete Frank.

»Ach, ----- dich doch«, kam der unvermeidliche Gnadenstoß vom kleinsten Jungen.

Frank redete noch immer sanft, während er ein Rinnsal über den Pferderücken laufen ließ. »Haut ihr hier jetzt ab oder soll ich euch den Arsch versohlen?«

»Du und wer noch?«

»Das zeig ich euch!« Unvermittelt bückte Frank sich, ergriff einen losen Pflasterstein und holte aus, als wollte er ihn werfen. Die Jungen wichen zurück und schrien beleidigt retour.

»Das ist ja wohl ein freies Land hier.«

»Genau. Die Straße gehört nicht euch.«

»Das sag ich meinem Onkel, der ist Polyp.«

»Haut endlich ab«, sagte Frank gleichgültig. Sorgsam legte er den Pflasterstein zurück.

Die großen Jungen verzogen sich, sie hatten genug von dem Spiel. Die kleinen dagegen kamen langsam zurück. Sie wollten sehen, wie Frank Bob seinen Hafer gab.

Frank wusch das Pferd zu Ende und stellte es dann unter den Baum, wo sein Kopf im Schatten war. Er hängte ihm einen vollen Sack um den Hals und machte sich daran, den Wagen zu waschen, wobei er »Let Me Call You Sweetheart« pfiff. Wie aufs Stichwort streckte Flossie Gaddis, die unter den Nolans wohnte, den Kopf zum Fenster heraus.

»Hallo«, sagte sie munter.

Frank wusste, wer da rief. Er wartete lange und antwortete dann »Hallo«, ohne aufzublicken. Er ging auf die andere Seite des Wagens, wo Flossie ihn nicht sehen konnte, doch ihre hartnäckige Stimme folgte ihm.

»Fertig für heute?«, fragte sie fröhlich.

»Bald, ja.«

»Dann gehst du dich wohl amüsieren, wo doch Samstagabend ist.« Keine Antwort. »Erzähl mir nicht, dass so ein Hübscher wie du kein Mädchen hat.« Keine Antwort. »Heut Abend gibt's im Shamrock Club ordentlich Rummel.«

»Ach ja?« Er klang wenig interessiert.

»Ja. Ich hab 'ne Karte, für Dame und Herrn.«

»Tut mir leid. Da kann ich nicht.«

»Du bleibst zu Haus und leistest deiner Alten Gesellschaft?«

»Vielleicht.«

»Ah, zum Teufel mit dir!« Sie knallte das Fenster herunter, und Frank seufzte erleichtert auf. *Das* hatte er hinter sich.

Francie tat Flossie leid. Nie verlor sie die Hoffnung, egal, wie oft sie sich bei Frank schon eine Abfuhr eingefangen hatte. Flossie lief immer hinter Männern her, und die liefen immer weg von ihr. Auch Francies Tante Sissy lief hinter Männern her. Aber irgendwie kamen die ihr auf halbem Weg entgegen.

Der Unterschied war, dass Flossie Gaddis nach Männern hungerte und Sissy einfach einen gesunden Appetit auf sie hatte. Das war ein Riesenunterschied.



BETTY SMITH, geboren 1896, wuchs als Tochter deutscher Immigranten in armen Verhältnissen in Brooklyn auf. Mit ihrem ersten Ehemann zog sie nach Michigan, wo sie sich zwar nicht in die Universität einschreiben, aber doch an den dortigen Kursen teilnehmen durfte. Ihr erster Roman, »Ein Baum wächst in Brooklyn«, wurde 1943 sofort zum Erfolg. Betty Smith verfasste weitere Romane und Dramen, viele davon sind hochprämiert. 1972 verstarb sie in Shelton, Connecticut.

EIKE SCHÖNFELD, geboren 1949, übersetzt seit über 25 Jahren aus dem Englischen, u.a. Vladimir Nabokov, J. D. Salinger, Jeffrey Eugenides und Richard Yates. Er wurde vielfach ausgezeichnet, u.a. 2004 mit dem Heinrich Maria Ledig-Rowohlt-Übersetzerpreis, 2009 mit dem Übersetzerpreis der Leipziger Buchmesse und zuletzt mit dem Christoph-Martin-Wieland-Übersetzer-Preis 2013.

Das Lieblingsbuch von Generationen

Mit elf sitzt Francie am liebsten auf der Feuer-
treppe im Blätterdach des großen Baums, lutscht
genießend Pfefferminzbonbons und verschlingt
dabei ein Buch nach dem anderen. Um sie her-
um brummt das Leben in den Mietskasernen von
Williamsburg des noch jungen Jahrhunderts, und
in der Luft liegt die Verheißung auf ein besseres
Dasein. Denn so sehr Francie auch das Hier und
Jetzt zu genießen weiß – sie will mehr vom Leben.
Sie ist wissbegierig und klug, und schon bald lässt
sie ihre ärmliche Herkunft hinter sich, um endlich
das zu werden, was sie aus tiefstem Herzen sein
will: Schriftstellerin.

*»Lass mich in jeder Minute jeder Stunde meines
Lebens etwas sein. Und wenn ich schlafe, lass
mich die ganze Zeit träumen, damit kein einziges
Stückchen Leben je verloren ist.«*